

17

Homo- und Transfeindlichkeit in Deutschland: Erscheinungsformen, Ursachen und Interventionsmöglichkeiten

Ulrich Klocke

Diskriminierungserfahrungen von Lesben, Schwulen, Bisexuellen und Trans*-Menschen

»Transsexuelle in U-Bahn überfallen«, »Mann wegen »weiblichen Aussehens« beleidigt und getreten«, »Zwei schwule Männer in Berlin-Mitte niedergeschlagen«, »Frau in U-Bahn homophob beleidigt und geschlagen«, »Mann homophob und rassistisch beleidigt und angegriffen«. Diese Polizeimeldungen veranschaulichen die 49 zur Anzeige gebrachten Fälle von Hasskriminalität gegen die sexuelle Orientierung, die im ersten Halbjahr 2016 allein in Berlin zur Anzeige gebracht wurden (Polizei Berlin 2016). Sie zeigen, dass Menschen in Deutschland nach wie vor ein Risiko eingehen, wenn sie in der Öffentlichkeit als lesbisch, schwul oder trans*¹ identifiziert werden, z. B. weil sie mit einer Person des gleichen Geschlechts Hand in Hand gehen oder ihr Geschlecht nicht auf Anhieb eindeutig als männlich oder weiblich erkannt wird.

Dabei ist Hassgewalt nur die Spitze des Eisbergs. In einer Befragung von 20.271 Lesben, Schwulen, Bisexuellen und Trans*-Personen (LSBT) aus Deutschland berichteten 46 % von Diskriminierungserfahrungen in den vergangenen zwölf Monaten (FRA – European Union Agency for Fundamental Rights 2013). Damit liegt Deutschland europaweit im Mittelfeld zwischen den Niederlanden (31 %) und Litauen (61 %). Von den erfragten Kontexten, in denen Diskriminierung auftreten kann, stehen die Öffentlichkeit und Freizeit an der Spitze, gefolgt vom Arbeitsplatz (Antidiskriminierungsstelle des Bundes 2016). Am häufigsten erleben es die Betroffenen, aufgrund ihrer sexuellen Orientierung oder Geschlechtsidentität verbal angegriffen (z. B. beleidigt, imitiert oder lächerlich gemacht) zu werden, gefolgt von der Erfahrung, von anderen nicht ernst genommen zu werden (Ministerium für Arbeit und Sozialordnung, Familie, Frauen und Senioren Baden-Württemberg 2014; Ministerium für Integration, Familie, Kinder, Jugend und Frauen Rheinland-Pfalz 2015; Lippl 2007). Zu berücksichtigen ist darüber hinaus Verhalten, bei dem die Diskriminierung unerkannt bleibt. Ein Arbeitgeber, der eine Bewerberin nicht einstellt, weil sie lesbisch ist oder eine Kellnerin, die ein Männerpaar unfreundlicher behandelt als ein heterosexuelles Paar, werden ihr Verhalten

meist nicht öffentlich mit der sexuellen Orientierung der Zielpersonen begründen.

Zudem vermeiden viele LSBT Diskriminierung dadurch, dass sie ihre Identität verheimlichen und beispielsweise nicht mit ihrem Partner oder ihrer Partnerin Hand in Hand laufen, auch wenn heterosexuelle Paare das tun. Das gilt insbesondere für Jugendliche: Die Mehrheit nicht-heterosexueller Jugendlicher und junger Erwachsener wussten bis zum Alter von 14 Jahren, dass sie nicht heterosexuell sind, d.h. sie hatten ihr *inneres Coming-out* (Krell/Oldemeier 2015). Ihr *äußeres Coming-out* begann allerdings im Durchschnitt erst mit 17 Jahren, als sie die erste andere Person eingeweiht haben. Für trans*-Jugendliche ist der Zeitraum, in dem sie ihre geschlechtliche Identität mit sich allein ausmachen, noch länger: Mit 11 Jahren war sich die Mehrheit ihrer Identität bewusst, aber erst mit 18 Jahren weihten sie die erste andere Person ein. Zweidrittel von über 20.000 befragten LSBT in Deutschland berichteten, an der Schule ihre Identität »immer« oder »oft« verheimlicht zu haben (FRA – European Union Agency for Fundamental Rights 2013).

Welche Wirkungen haben diese Diskriminierungen auf LSBT? Eine Vielzahl von Studien zeigt, dass LSBT deutlich häufiger als Heterosexuelle unter Depressionen leiden und etwa drei- bis fünfmal so oft versuchen, sich das Leben zu nehmen (Clark u. a. 2014; Hottes u. a. 2016; Marshal u. a. 2011). Der Unterschied zwischen Heterosexuellen und LSBT ist teilweise darauf zurückzuführen, dass LSBT häufiger durch andere Menschen Diskriminierung erleben (Burton u. a. 2013). Darüber hinaus haben auch die gesetzlichen Rahmenbedingungen einen Effekt auf die Suizidalität: In den 32 US-Bundesstaaten, in denen zwischen 1999 und 2015 die Ehe für gleichgeschlechtliche Paare geöffnet wurde, sanken anschließend die Suizidversuche unter allen Jugendlichen um 7 %, unter nicht-heterosexuellen Jugendlicher sogar um durchschnittlich 14 %, und damit signifikant stärker als in den 15 Staaten ohne Ehe-Öffnung (Raifman u. a. 2017).

Da diskriminierendes Verhalten oft durch Einstellungen gegenüber der entsprechenden Gruppe beeinflusst wird, möchte ich mich im Folgenden mit den Einstellungen gegenüber LSBT befassen. Bei Einstellungen gegenüber gesellschaftlichen Gruppen, insbesondere wenn diese negativ sind, spricht die Sozialpsychologie auch von *Vorurteilen*. Bei Einstellungen gegenüber LSBT sprechen daher einige Wissenschaftler*innen von *sexuellen Vorurteilen* (Herek/Capitanio 1999). Üblicher, insbesondere in der gesellschaftlichen Debatte, sind die Begriffe *Homophobie* und *Transphobie*. Diese werden jedoch immer wieder als ungenau kritisiert, da sie durch die Endung *Phobie* an eine klinisch relevante Angststörung erinnern und daher suggerieren, dass nur wenige Menschen davon »befallen« seien. Zudem beschränken sie die Sicht auf den Aspekt der Angst und ignorieren dabei andere negative Affekte wie Ekel, Verachtung oder Hass. In diesem Beitrag werden wir die Begriffe *Homo-* und *Transfeindlichkeit* verwenden, um die Breite der möglichen negativen Reaktionen auszudrücken.

Einstellungen in der Bevölkerung

Klassische und moderne Homo- und Transfeindlichkeit

Wenn man von der aktuellen Popularität fremdenfeindlicher Politiker*innen in zahlreichen Ländern einmal absieht, ging lange Zeit die Neigung, offen abwertende Einstellungen gegenüber benachteiligten Gruppen auszusprechen, zurück. Sozialwissenschaftler*innen haben daher neben *klassischen Vorurteilen*, z. B. der Einstellung, dass Frauen an den Herd gehören, auch *moderne Vorurteile* erfasst, z. B. die Ablehnung von Gleichstellungspolitik mit der Begründung, dass Diskriminierung von Frauen mittlerweile der Vergangenheit angehören würde. Auch in Bezug auf die Einstellungen zu LSBT kann klassische und moderne Homo- und Transfeindlichkeit unterschieden werden.

Klassische Homofeindlichkeit ist in den vergangenen Jahrzehnten kontinuierlich zurückgegangen. Im Jahr 1963 befragte das Institut für Demoskopie Allensbach verheiratete Personen danach, wie sie zu Homosexualität stehen. Knapp die Hälfte betrachtete Homosexualität als »Laster«, zwei von fünf Befragten als »Krankheit«, einer von acht als »Angewohnheit«, aber nur einer von 25 als eine »natürliche Sache« (Wissenschaftliche Dienste des Deutschen Bundestages 2016). In einer aktuellen Umfrage aus dem Jahr 2016 hielt nur noch einer von zehn Befragten Homosexualität für eine Krankheit (Küpper/Klocke/Hoffmann 2017). *Klassische Transfeindlichkeit* ist etwas höher ausgeprägt; in der 2016er Umfrage hielten es 33 % für »nicht normal, wenn ein Mann lieber eine Frau oder umgekehrt eine Frau lieber ein Mann sein will«, wobei die Zustimmung hier mehrdeutig ist, da »normal« wertend im Sinne von »richtig«, aber auch wertneutral im Sinne von »üblich« verstanden werden kann. Gleichzeitig befürwortet ein immer größerer Anteil der Bevölkerung gleiche Rechte für gleichgeschlechtliche Paare. Während im Jahr 2002 60 % einer Öffnung der Ehe zustimmten waren es im Jahr 2016 bereits 83 %. Darüber hinaus waren 76 % der Ansicht, dass es lesbischen und schwulen Paaren genau so wie heterosexuellen Paaren erlaubt werden sollte, Kinder zu adoptieren.

Moderne Homofeindlichkeit ist im Vergleich zu klassischer nicht durch eine offene Verurteilung von Homosexualität oder die Ablehnung gleicher Rechte gekennzeichnet, sondern durch den auch 2016 noch von 27 % der Bevölkerung geäußerten Wunsch, mit dem Thema Homosexualität möglichst wenig in Berührung zu kommen (Küpper/Klocke/Hoffmann 2017). Während bei Heterosexuellen kaum jemand auf die Idee käme, diese sollten ihre sexuelle Orientierung verheimlichen, beispielsweise indem sie nicht über Partnerschaft und Familie sprechen, erwarteten 27 % der Menschen in Deutschland genau das von Lesben und Schwulen. Und sogar 44 % forderten, Homosexuelle sollten aufhören, »so einen Wirbel um ihre Sexualität zu machen«, während zur Schau gestellte

Heterosexualität als »Normalfall« den meisten wahrscheinlich gar nicht auffällt.

Affektive Einstellungen

Dass wir noch weit von einer Normalisierung der Situation für LSBT entfernt sind, wird auch deutlich, wenn man Menschen danach fragt, wie angenehm oder unangenehm ihnen vorgestellte Kontaktsituationen sind. Zwar fanden es in der 2016er Umfrage nur 12 % der Befragten unangenehm, wenn eine Arbeitskollegin lesbisch wäre bzw. 13 %, wenn ein Arbeitskollege schwul wäre. Allerdings reagieren Menschen immer noch sehr unterschiedlich auf Zärtlichkeiten zwischen gleichgeschlechtlichen und gegengeschlechtlichen Personen. In der 2016er Umfrage räumten 38 % der Befragten unangenehme Gefühle ein, wenn sich zwei Männer in der Öffentlichkeit ihre Zuneigung zeigen, z. B. indem sie sich küssen, 28 % berichteten diese unangenehmen Gefühle auch bei zwei Frauen, aber nur 11 % bei einem Mann und einer Frau. Wäre die eigene Tochter lesbisch bzw. der eigene Sohn schwul, wäre das für 40 % bzw. 41 % unangenehm. Diese Reaktion kann auch die Sorge ausdrücken, dass es das eigene Kind durch seine sexuelle Orientierung schwerer hat als andere Kinder. Aber auch diese Sorge zeigt, dass noch einiges zu tun ist.

Präsentiert man Ergebnisse von Befragungen, bei denen Menschen zu ihren Einstellungen gefragt wurden, werden regelmäßig Zweifel laut, dass sich die Zahlen interpretieren lassen. Besonders oft wird der Verdacht geäußert, dass Menschen ihre eigentlichen Einstellungen nicht preisgeben und stattdessen das antworten, von dem sie glauben, dass es die interviewende Person hören möchte. Entgegen kann man, dass sich die Ergebnisse anonymer schriftlicher Befragungen zu Einstellungen gegenüber LSBT nicht bedeutend von denen aus Interviewstudien unterscheiden. Studien, die nicht auf den kritisierten Selbstauskünften basieren, sondern indirektere Verfahren der Einstellungsmessung verwenden, also sogenannte *implizite Einstellungen* messen, erzielen sogar teilweise deutlichere Ergebnisse: Menschen reagieren automatisch und unreflektiert negativer auf Lesben und Schwule als auf Heterosexuelle (vgl. z. B. Klocke 2012; Seise/Banse/Neyer 2002; Steffens 2005).

Unterschiede in verschiedenen Bevölkerungsgruppen

Homo- und Transfeindlichkeit kommen zwar in allen Bevölkerungsgruppen vor, aber durchaus in unterschiedlichem Ausmaß (vgl. z. B. Küpper/Klocke/Hoffmann 2017; Zick/Küpper/Krause 2016). Besonders deutlich sind die Unterschiede zwischen Frauen und Männern. Männer lehnen LSBT, insbesondere

schwule Männer, stärker ab als Frauen dies tun. Zudem äußern vor allem die über 60-Jährigen ablehnendere Einstellungen, während sich die Generationen der unter 60-Jährigen weniger voneinander unterscheiden. Zusammenhänge zeigen sich darüber hinaus mit den politischen Einstellungen: Personen, die sich politisch links verorten, haben positivere Einstellungen zu LSBT als Personen, die sich in der Mitte verorten und diese wiederum positivere als Personen, die sich rechts verorten. Betrachtet man Parteipräferenzen, so geben Wähler*innen von Bündnis 90/Die Grünen die positivsten Einstellungen an und Wähler*innen der AfD die negativsten. Eine Reihe von Studien zeigt zudem, dass in Deutschland lebende Menschen, die entweder keine deutsche Staatsbürgerschaft besitzen oder die selbst oder deren Eltern nicht in Deutschland geboren wurden, gegenüber LSBT negativer eingestellt sind, als Menschen ohne Migrationshintergrund. Problematisch an diesen Studien ist, dass (auch aufgrund der sonst zu kleinen Teilstichproben) oft viele Herkunftsländer zusammengefasst werden. Drei Befragungen an Schulen haben die Unterschiede zwischen Herkunftsländern etwas genauer analysiert. Diese Befragungen fanden negativere Einstellungen vor allem bei Jugendlichen mit einem Migrationshintergrund aus der Türkei und anderen islamischen Staaten (Baier/Pfeiffer 2011; Klocke 2012; Simon 2008) und teilweise auch bei Jugendlichen mit einem Migrationshintergrund aus Ländern der ehemaligen UdSSR oder dem ehemaligen Jugoslawien (Baier/Pfeiffer 2011; Simon 2008). Durchgehend positive Effekte auf die Einstellungen zu LSBT haben Schulbildung und teilweise auch Einkommen (vgl. z. B. Küpper/Klocke/Hoffmann 2017; Zick/Küpper/Krause 2016). Zwischen Ost- und Westdeutschen zeigen sich hingegen kaum Unterschiede.

Wissen und Unwissen in der Bevölkerung

Die meisten Umfragen zu LSBT beschränken sich auf Einstellungen. Nur in zwei uns bekannten Umfragen wird auch danach gefragt, was die Menschen über LSBT wissen bzw. für Annahmen haben. Dabei ist Wissen durchaus relevant, weil es sich über Aufklärung leichter verändern lässt als Einstellungen (Kalinowski u. a. 2013), aber mittelfristig durchaus zu positiveren Einstellungen führt (Klocke 2012). Beispielsweise haben Personen, die wissen, dass sexuelle Orientierung nicht durch die soziale Umwelt, z. B. das Verhalten der Eltern oder sexuelle Erfahrungen mit Personen des eigenen und des Gegengeschlechts, beeinflusst wird, positivere Einstellungen zu Lesben und Schwulen als Personen, die von solchen Einflüssen ausgehen (vgl. z. B. Smith u. a. 2011).

Die Umfrage (Küpper/Klocke/Hoffmann 2017) zeigt, dass die Mehrheit der Bevölkerung in ihren Annahmen zu Ursachen sexueller Orientierung mit dem aktuellen wissenschaftlichen Erkenntnisstand (Mustanski/Kuper/Greene 2014; Rosario/Schrimshaw 2014) übereinstimmt: Nur 14 % glaubten an Erziehung,

nur 19 % an Verführung und 30 % an schlechte Erfahrungen mit dem anderen Geschlecht als Ursachen für Homosexualität. Hingegen nahmen 59 % biologische Einflüsse (wie Gene oder Hormone in der Schwangerschaft) an und 63 % wussten, dass die meisten Lesben und Schwulen ihre sexuelle Orientierung schon im Kindes- oder Jugendalter bemerken. Darüber hinaus war 81 % bewusst, dass LSB in Deutschland immer noch diskriminiert werden. 67 % gingen davon aus, dass sich Kinder bei gleichgeschlechtlichen Paaren genau so gut entwickeln, wie bei Paaren aus Mann und Frau, was ebenfalls dem derzeitigen Forschungsstand entspricht (Bos u. a. 2016; Fedewa/Black/Ahn 2015).

In einer Befragung an 20 Berliner Schulen, die repräsentativ nach Schularten ausgewählt wurden, zeigte sich allerdings eine andere Form von Unwissen (Klocke 2012). Obwohl in mindestens drei von vier neunten und zehnten Klassen mindestens ein*e Schüler*in LSB war, wusste nur einer von zwölf Klassenlehrer*innen davon. 59 % der Klassenlehrer*innen und sogar 66 % der Schüler*innen wussten von keiner einzigen LSB-Lehrkraft in ihrer Schule. Diese Zahlen werden auch durch die Umfrage der Antidiskriminierungsstelle bestätigt, in der sogar 74 % der unter 30-Jährigen berichteten, dass es in ihrer gesamten Schulzeit keine einzige Lehrkraft gab, die mit der eigenen lesbischen, schwulen oder bisexuellen Orientierung offen umgegangen ist. Die Hälfte der Befragten wusste noch nicht einmal von offen lesbischen, schwulen oder bisexuellen Mitschüler*innen zu berichten. Strenggenommen sind das keine Wissensfragen mehr, sondern Fragen zu persönlichen Erfahrungen. Doch sie bestätigen erneut, dass LSBT, egal ob als Schüler*innen oder Lehrkräfte, an Schulen selten offen mit ihrer sexuellen Orientierung umgehen, was die Vernachlässigung des Themas verstärkt.

Effekte der Benennung von Gruppen auf unser Denken

Verwandt mit der Frage nach dem Wissen von Menschen ist die Frage, wie sehr die verschiedenen Teilgruppen der »Buchstabensuppe« LSBT in unserem Denken präsent sind. Lange Zeit wurden vor allem Schwule wahrgenommen, was sich nach wie vor in der Medienberichterstattung zeigt, in der dann beispielsweise von der »Schwulen-Ehe« oder der »Schwulenparade« die Rede ist, obwohl es in Wirklichkeit um die Öffnung der Ehe für gleichgeschlechtliche Paare egal welchen Geschlechts geht oder um eine Demonstration von LSBT und nicht nur von Schwulen. Mehrdeutig ist auch der Begriff »homosexuell«, der allgemein als Oberbegriff für lesbisch und schwul gilt, der jedoch auch immer wieder als Synonym für »schwul« verwendet wird, z. B. in der Berichterstattung des Merkur: »Homosexuelle und Lesben haben ihr uneingeschränktes Eherecht in allen Teilen der USA gefeiert« (Merkur.de 2015).

Doch wie wirkt die Wortwahl in öffentlichen Debatten und den Medien auf unser Denken? Um dies zu prüfen wurden 870 Personen in einem Online-Experiment zufällig drei Bedingungen zugeteilt (Klocke/Katsimpouras/Schröder 2016). Die Personen der ersten Gruppe wurden gefragt, welche »homosexuelle Person« ihnen als erstes einfällt, die der zweiten Gruppe, welche »schwule oder lesbische Person« und die der dritten Gruppe, welche »lesbische oder schwule Person« ihnen als erstes einfällt. Sie sollten den Vornamen der Person aufschreiben und anschließend ihr Geschlecht angeben. Bei einer »homosexuellen Person« nannten 89 % einen Mann und nur 11 % eine Frau. Fragte man hingegen nach einer »schwulen oder lesbischen« bzw. »lesbischen oder schwulen« Person stieg der Anteil der Personen, die eine Frau nannten auf 22 % bzw. 27 %. Der Begriff »homosexuell« ist also weniger inklusiv als der Terminus »lesbisch und schwul«. Möchte man verhindern, dass die Zuhörer*innen oder Leser*innen vor allem an schwule Männer denken, sollte man auf die Bezeichnung »Homosexuelle« verzichten und stattdessen entweder von »homosexuellen Frauen und Männern« oder von »Lesben und Schwulen« sprechen.

Verhalten in der Bevölkerung

Neben dem Wissen wurde auch das Verhalten gegenüber LSBT bisher in repräsentativen Bevölkerungsumfragen ignoriert. Dabei ist dieses gesellschaftlich noch relevanter, weil Einstellungen und Wissen der Mehrheitsbevölkerung für LSBT weder nützlich noch schädlich sind, solange sie nicht zu Handlungen führen. In der Umfrage von Küpper, Klocke und Hoffmann wurden die Teilnehmenden daher auch gefragt, ob, und wenn ja wie oft, sie in den vergangenen zwei Jahren verschiedene Verhaltensweisen gezeigt haben (2017). Dabei gaben 49 % der Befragten an, (mindestens selten) Witze oder abfällige Bemerkungen gemacht zu haben, die gegen Lesben, Schwule oder Bisexuelle gerichtet waren oder darüber gelacht zu haben. 39 % haben sich kritisch zur Forderung nach gleichen Rechten geäußert. Neben diesen diskriminierenden Verhaltensweisen berichteten die Befragten allerdings auch, Unterstützung gezeigt zu haben: Von den 85% der Befragten, die in ihrem Umfeld abfällige Witze oder Bemerkungen gegen LSB mitbekamen, haben nach eigenen Angaben 71 % (mindestens selten) deutlich gemacht, dass sie diese nicht okay finden. Zudem berichteten 65 %, sich positiv zur Forderung gleicher Rechte von Homosexuellen geäußert zu haben.² Einige Menschen äußern sich also manchmal kritisch und dann wieder unterstützend gegenüber dieser Forderung.

In der Umfrage der Antidiskriminierungsstelle wurden die Befragten gebeten, Aussagen zu ihrem eigenen Verhalten zu machen. Problematisch an Selbstauskünften ist, dass die Befragten sich dazu an vergangene Ereignisse erinnern müssen. Wenn ihnen dies schwerfällt, erschließen sie möglicherweise ihr ver-

gangenes Verhalten aus ihren gegenwärtigen Einstellungen, z. B. der Einstellung, dass Diskriminierung von LSB schlecht ist. Um solche Verzerrungen zu reduzieren, wurden die Schüler*innen in der oben zitierten Berliner Schulbefragung (Klocke 2012) gebeten, nicht zu ihrem eigenen Verhalten Auskunft zu geben, sondern zum Verhalten zweier zufällig ausgewählter Mitschüler*innen. Die Befragung zeigte, dass insbesondere homophobe Schimpfwörter an Schulen weit verbreitet sind: 83 % der Sechstklässler und 50 % der Sechstklässlerinnen hatten im vergangenen Jahr (mindestens einmal) »schwul« oder »Schwuchtel« als Schimpfwort verwendet, in den neunten und zehnten Klassen lagen die Werte bei 65 % für die Jungen und 38 % für die Mädchen (Klocke 2014). Und auch »Lesbe« ist als Schimpfwort verbreitet bei 54 % der Jungen und 34 % der Mädchen der sechsten sowie bei 28 % der Jungen und 18 % der Mädchen der neunten und zehnten Klassen. Darüber hinaus lästerte etwa die Hälfte der Sechstklässler*innen und etwa ein Drittel der Neunt- und Zehntklässler*innen (mindestens selten) über Personen, weil diese für lesbisch oder schwul gehalten wurden. Verhalten gegenüber Trans*-Personen wurde nicht direkt erfasst, da vermutlich zu wenige Schüler*innen Personen kennen und wissen, dass diese trans* sind. Dafür wurde gefragt, wie auf Personen reagiert wurde, die sich nicht konform zu Geschlechternormen verhalten. Nach Angaben von Mitschüler*innen machte sich mehr als die Hälfte der Schüler*innen lustig, wenn sich Mädchen »wie ein Junge« oder Jungen »wie ein Mädchen verhalten« hatten.

Während die hier genannten Verhaltensweisen recht eindeutige Beispiele für diskriminierendes oder unterstützendes Verhalten sind, gibt es andere diskriminierende Verhaltensweisen, die sich kaum über Selbst- oder Fremdauskünfte erfassen lassen. Wenn beispielsweise eine Frau in einer Bewerbung ihre Lebenspartnerschaft zu einer anderen Frau erwähnt hat oder ihre ehrenamtliche Tätigkeit als Buchhalterin beim Lesben- und Schwulenverband Deutschlands und anschließend nicht zu einem Bewerbungsgespräch eingeladen wird, dann ist für sie unklar, ob ihre sexuelle Orientierung dabei eine Rolle gespielt hat. Möglicherweise ist dies sogar der entscheidenden Person des angeschriebenen Unternehmens selbst unklar, weil sie sich aufgrund impliziter, sich selbst nicht eingestandener Vorurteile gegen die Bewerberin entschieden hat. Um solche Diskriminierungen zu identifizieren, bleibt kein anderer Weg als die Reaktionen auf scheinbar lesbische und scheinbar heterosexuelle Bewerberinnen zu vergleichen und die Bewerbungen ansonsten identisch zu gestalten. In einem Feldexperiment in den Jahren 2011 und 2012 wurde genau so vorgegangen (Weichselbaumer 2015). Heterosexuelle Bewerberinnen bekamen daraufhin von Münchner Unternehmen auf 43 % der Bewerbungen eine positive Antwort, lesbische hingegen nur auf 33 % der Bewerbungen. Berliner Unternehmen reagierten nicht unterschiedlich auf heterosexuelle und lesbische Bewerberinnen. Feldexperimente aus Großbritannien und den USA, die auch Bewerbungen durch Männer einbezogen, konn-

ten ebenfalls Diskriminierung von Lesben und Schwulen auf dem Arbeitsmarkt nachweisen (Drydakis 2015; Singletary/Hebl 2009).

In Deutschland wurde zudem Diskriminierung bei der Wohnungssuche (Mazziotta/Zerr/Rohmann 2015) und beim Hilfeverhalten durch die Allgemeinbevölkerung (Gabriel/Banse 2006) untersucht. Zwei Feldexperimente zur Wohnungssuche zeigten zwar, dass Vermieter*innen Paare aus zwei Männern tendenziell gegenüber Paaren aus Frau und Mann benachteiligen, die Unterschiede waren aber statistisch nicht signifikant. Deutlich relevanter war die Ethnizität: Bewerber*innen mit türkischen Namen erhielten deutlich seltener eine Antwort und Einladung zur Besichtigung als Bewerber*innen mit deutschen Namen. Im Experiment zum Hilfeverhalten wurden in Berlin Personen von einer fremden Person angerufen, die ihnen mitteilte, dass sie sich verählt habe und nun ihre Telefonkarte aufgebraucht sei. Anschließend bat diese Person darum, den Lebensgefährten bzw. die Lebensgefährtin anzurufen, um Bescheid zu geben, dass man später nach Hause käme. Hatte der bzw. die Lebensgefährt*in das Gegengeschlecht, so kamen 84 % der Angerufenen dieser Bitte nach, hatte er bzw. sie hingegen das gleiche Geschlecht, waren es nur 67 %.

Diskriminierendes Verhalten gegenüber LSBT ist also nach wie vor verbreitet. Doch woher kommt Diskriminierung, insbesondere die ihr zugrunde liegenden Vorurteile und wie können wir sie abbauen?

Woher kommen Vorurteile (gegenüber LSBT) und wie können wir sie abbauen?

Vorurteile und Diskriminierung gegenüber LSBT haben zunächst einmal die gleichen Ursachen wie Vorurteile und Diskriminierung generell. Ihre Basis ist die Neigung von Menschen, ihre Umwelt zu kategorisieren, um sie schneller verarbeiten und damit auch schneller auf sie reagieren zu können. So wie wir Möbel, Gebäude, Geräte oder Tiere kategorisieren, so kategorisieren wir auch Menschen. Die Kategorien bzw. Gruppen von Menschen assoziieren wir mit Eigenschaften, z. B. Frauen – einfühlsam, Alte – konservativ, Amerikaner – oberflächlich oder Politiker – korrupt. Diese *Stereotype* können neutrale Beschreibungen sein, sind aber oft wertend und legen damit bereits den Grundstein für Vorurteile. Gruppen, denen wir selbst angehören, bewerten wir im Allgemeinen positiver und bevorzugen ihre Mitglieder gegenüber Gruppen, denen wir nicht angehören (Tajfel/Turner 1986). So können wir beispielsweise unseren Selbstwert als Deutsche anheben, indem wir uns über die Oberflächlichkeit der Amerikaner lustig machen. Und so können heterosexuelle Menschen ihren Selbst-

wert anheben, indem sie sich selbst »normaler, »natürlicher« oder »moralischer« fühlen als homo- oder bisexuelle Menschen.

Kontakt, Sichtbarkeit und Empathie

Allerdings bewerten wir nicht alle anderen Gruppen gleichermaßen negativer als die eigene. Wie unsere Einstellungen gegenüber einer anderen Gruppe sind, hängt maßgeblich davon ab, wie vertraut uns die Mitglieder dieser Gruppe sind. Menschen reagieren generell positiver auf Dinge oder auch Menschen, mit denen sie oft Kontakt haben, selbst wenn sie diese Menschen nur sehen und noch nicht einmal miteinander sprechen (Moreland/Beach 1992). Man spricht vom *Mere exposure-Effekt*, den sich beispielsweise auch die Werbung zunutze macht, indem sie Produkte oder deren Namen möglichst oft wiederholt. Dass wir uns in Gegenwart vertrauter Dinge oder Menschen wohler fühlen als in Gegenwart unvertrauter Dinge oder Menschen, ist evolutionär betrachtet ein sinnvoller Mechanismus, da er unsere Vorfahren vor Gefahren (z. B. Angriffe oder dem eigenen Immunsystem unbekannte Krankheitserreger) geschützt hat. Mit dem Aufbau von Vertrautheit durch persönliches Kennenlernen kann man daher gezielt Vorurteile abbauen. Und in der Tat zeigen mittlerweile hunderte von Studien ganz unterschiedlicher methodischer Herangehensweisen, dass persönlicher Kontakt zu Mitgliedern einer anderen Gruppe dazu führt, dass die gesamte Gruppe positiver bewertet wird (Pettigrew/Tropp 2006; Smith/Axelton/Saucier 2009; Walch u. a. 2012). Dieser Effekt gilt auch für Kontakt zu LSBT und ist für Lesben und Schwule sogar stärker als für Kontakt mit anderen Gruppen.

Wie kann der Effekt persönlichen Kontakts zum Abbau von Homo- und Transfeindlichkeit genutzt werden? Deutschlandweit gibt es mittlerweile mehr als 50 Aufklärungsprojekte³, deren Mitglieder meist jung und selbst LSBT sind und größtenteils ehrenamtlich Schulen und Jugendeinrichtungen besuchen (Klocke 2015). Dort erzählen sie von ihren eigenen Erfahrungen beispielsweise im Coming-out und stellen sich den (teilweise anonym gestellten) Fragen der Jugendlichen (► Kap. 18). Evaluationen zeigen, dass auch solche kurzfristigen Kontaktinterventionen Vorurteile abbauen (Bartoş/Berger/Hegarty 2014; Timmermanns 2003). Besonders positiv wirken Kontaktinterventionen, wenn sie durch Institutionen oder Autoritäten unterstützt werden. Wenn also beispielsweise eine Landesregierung im Lehrplan die Einladung von Aufklärungsteams empfiehlt oder eine Schule durch ihre Mitgliedschaft im Projekt *Schule der Vielfalt* die Wichtigkeit des Engagements gegen Homo- und Transfeindlichkeit betont, dann erhöht die Einladung von LSBT in eine Klasse noch deutlicher die Akzeptanz.

Wie aber lassen sich Vorurteile abbauen, wenn persönlicher Kontakt nicht möglich ist, z. B. weil es am Ort kein Aufklärungsprojekt gibt? Praktischerweise

wirkt auch indirekter Kontakt positiv (Lemmer/Wagner 2015). Ein Fußballtrainer könnte beispielsweise ganz selbstverständlich von seinem schwulen Bruder erzählen oder eine Lehrerin von einer Freundin, die als Junge auf die Welt gekommen ist. Auch eine höhere Sichtbarkeit von LSBT in möglichst vielen Medien führt zu einer höheren Selbstverständlichkeit und mehr Akzeptanz. In der Berliner Schulbefragung hatten Schüler*innen mehr Wissen und positivere Einstellungen zu LSBT, wenn bereits in verschiedenen Fächern und Jahrgängen auch Lesben und Schwule thematisiert wurden (Klocke 2012). Die Vielfalt unserer Gesellschaft sollte überall dort selbstverständlich berücksichtigt werden, wo Menschen thematisiert oder dargestellt werden, also angefangen mit Kinderbüchern, weiter mit Schulmaterialien, Filmen, Medienberichten oder Computerspielen bis hin zu Selbstpräsentationen von Einrichtungen auf Plakaten oder in Informationsbroschüren.⁴ Ideal ist dabei ein Fokus auf die Biografie einzelner Personen statt auf abstrakte Gruppen. Wird beispielsweise die Geschichte des Coming-outs eines Trans*-Jungen aus der Perspektive dieses Jungen erzählt und seine Ängste und Erfahrungen veranschaulicht, dann führt dies bei den Empfänger*innen zu Empathie, d. h. sie fühlen mit dem Jungen mit, reflektieren über die Situation von Trans*-Menschen und akzeptieren diese stärker (Tompkins u. a. 2015).

Interventionen gegen Diskriminierung

Wie sollte man reagieren, wenn »Schwuchtel«, »Lesbe«, »Spast« oder »Jude« als Schimpfwörter verwendet werden? Ist das denn wirklich ein Problem, insbesondere dann, wenn sie nicht diskriminierend gemeint sind, sondern einfach aus Gewohnheit verwendet werden oder weil es im eigenen Umfeld so üblich ist? Experimente zeigen, dass allein die Wahrnehmung gruppenbezogener Bezeichnungen als Schimpfwort zu negativeren Einstellungen gegenüber der entsprechenden sozialen Gruppe führt (Greenberg/Pyszczynski 1985; Nicolas/Skinner 2012). Darüber hinaus signalisieren sie den Mitgliedern der Gruppe ihren geringen Wert. Sie tragen also zu einem feindseligen Klima gegenüber den entsprechenden Gruppen bei und verhindern damit sehr wahrscheinlich, dass LSBT sich in der Einrichtung wohl fühlen und sich trauen, zu ihrer Identität zu stehen.

Wichtig ist daher, sie nicht als vielleicht nervigen, aber harmlosen Jugendjargon zu bagatellisieren, sondern zum Thema zu machen. Beispielsweise kann man fragen, weshalb die Begriffe als etwas Negatives verwendet werden. Und man kann Perspektivübernahme anregen, indem man die Benutzer*innen der Begriffe bittet, sich vorzustellen, die Bezeichnung einer Gruppe, der sie angehören, würde dauernd als Schimpfwort verwendet werden. Hilfreich dabei ist es, wenn die Einrichtung ein klares Leitbild hat, das gegen Mobbing und Diskrimi-

nierung Stellung bezieht. Dann kann man sich als Lehrer*in, Erzieher*in, Sozialpädagog*in, Kolleg*in oder Vorgesetzte*r darauf berufen und die Auseinandersetzung von einer persönlichen Meinungsverschiedenheit auf eine übergeordnete normative Ebene verschieben. Den Nutzen solcher Leitbilder zeigen auch verschiedene Studien: In der Berliner Schulbefragung hatten Schüler*innen positivere Einstellungen gegenüber LSBT, wenn sie von einem solchen Leitbild an ihrer Schule wussten (Klocke 2012). Besonders wirksam sind Leitbilder, die verschiedene Diskriminierungsdimensionen wie z. B. sexuelle Orientierung explizit erwähnen. In Schulbezirken des US-Bundesstaates Oregons mit solchen inklusiv formulierten Leitbildern war die Zahl der Suizidversuche lesbischer und schwuler Jugendlicher weniger als halb so hoch wie in Bezirken ohne inklusive Leitbilder (Hatzenbuehler/Keyes 2013). Damit das Leitbild nicht nur auf dem Papier steht, sollte es regelmäßig thematisiert werden. Ideal ist eine gemeinsame Ausgestaltung mit den Jugendlichen, bei der einrichtungsspezifische Arten von Mobbing und Diskriminierung berücksichtigt werden können.

Geschlechternormen

Während Kontakt, Sichtbarkeit, Empathie und Interventionen gegen Diskriminierung unabhängig von der spezifischen sozialen Gruppe dabei helfen, Vorurteile und Diskriminierung abzubauen, gibt es auch Einflussfaktoren, die spezifisch sind für die Einstellungen gegenüber LSBT. Insbesondere die Geschlechternormen einer Gesellschaft sind hier relevant und wie sehr diese von einer Person verinnerlicht wurden. Geschlechternormen geben vor, wie sich Männer und Frauen verhalten sollen, aber auch wie sie aussehen und wie ihre Körper beschaffen sein sollen. Von Jungen und Männern wird beispielsweise erwartet, dass sie stark und wettbewerbsorientiert sind, nicht weinen, sich nicht schminken, aber sportlich sind. Von Mädchen oder Frauen wird erwartet, dass sie einfühlsam und rücksichtsvoll sind, auf ihr Äußeres achten und schlank sind. Die Queer Studies erweitern diese Normen noch um die Norm, dass es nur zwei Geschlechter gibt, deren Geschlechtsidentität mit ihrem körperlichen Geschlecht übereinstimmt und deren Begehren sich ausschließlich auf das Gegengeschlecht richtet (die sogenannte *Heteronorm*). Mittlerweile zeigen viele Studien, dass Menschen negative Einstellungen zu Lesben und Schwulen haben, je stärker sie traditionellen Geschlechternormen anhängen (Whitley 2001).

Wichtig ist daher, dass Lehrkräfte und andere pädagogische Fachkräfte, aber z. B. auch Trainer*innen in Sportvereinen sich zunächst ihrer eigenen Geschlechternormen bewusst werden und sich vergegenwärtigen, wie diese (ganz ungewollt) das eigene Verhalten beeinflussen. In der Berliner Schulbefragung haben sich auch ein Drittel der Lehrkräfte nach Aussagen ihrer Schüler*innen (zumindest selten) lustig gemacht, wenn sich Schüler*innen nicht geschlechts-

konform verhalten haben. Dieses Verhalten stand in keinem Zusammenhang zu den Einstellungen der Lehrkräfte zur Thematisierung von LSBT oder zur Intervention gegen Diskriminierung. Es scheint also eher gedankenlos zu geschehen, beispielsweise ein »Stell dich nicht so mädchenhaft an«, wenn ein Junge sich etwas nicht zutraut (Klocke 2012). Aber auch gedankenlose Abwertungen, indem man sich lustig macht oder über diskriminierende Witze lacht, haben einen Effekt auf die Schüler*innen. Je häufiger sich ihre Klassenlehrer*innen entsprechend verhielten, desto häufiger verhielten sie sich selbst diskriminierend gegenüber Lesben, Schwulen oder nicht geschlechtskonformen Personen.

Nach einer Reflexion über die eigenen Geschlechternormen kann ein solcher Reflexionsprozess auch bei den Jugendlichen angeregt werden. Möglich ist beispielsweise eine Übung, bei der die Jugendlichen zunächst für sich alleine folgende Sätze vervollständigen: »Weil ich ein Mädchen [Junge] bin, muss ich ... / darf ich ...« »Wenn ich ein Junge [Mädchen] wäre, müsste ich ... / dürfte ich ...« (Sielert/Keil 1993).⁵ Anschließend werden die Sätze gesammelt und vorgelesen, um darüber ins Gespräch zu kommen, welche Auswirkungen Geschlechternormen auf uns haben. Im besten Fall wird dadurch deutlich, dass fast alle Menschen und nicht nur LSBT durch Geschlechternormen eingeschränkt werden und von einer flexibleren Sicht auf das Geschlecht profitieren könnten. Hilfreich ist darüber hinaus, wenn ganz im Sinne der oben bereits erwähnten Sichtbarkeit auch geschlechtliche Vielfalt in allen Materialien und Medien, auch in Kinderbüchern, angemessen vorkommt.⁶

Fazit

Mit der Abschaffung des Paragraphen 175 StGB im Jahr 1994 fand die jahrhundertelange Kriminalisierung männlicher Homosexualität in Deutschland ein Ende. 2001 erhielten gleichgeschlechtliche Paare durch die Eingetragene Lebenspartnerschaft die Möglichkeit, ihre Beziehung rechtlich anerkennen zu lassen. Das öffentliche Coming Out des ehemaligen Nationalspielers Thomas Hitzlsperger im Jahr 2014 stieß überwiegend auf positive Reaktionen. Gehören Feindseligkeiten gegenüber Lesben, Schwulen, Bisexuellen oder Trans*-Personen (LSBT) also mittlerweile der Vergangenheit an?

In der Tat zeigen viele Befragungen einen deutlichen Einstellungswandel in der Bevölkerung in den vergangenen Jahrzehnten. Allerdings wollen immer noch viele Menschen möglichst wenig mit Homosexualität in Berührung kommen und verlangen beispielsweise von Lesben, Schwulen und Bisexuellen, nicht aber von Heterosexuellen, ihre sexuelle Orientierung zu verbergen. Feldexperi-

mente zeigen, dass gleichgeschlechtlich liebende Personen nach wie vor benachteiligt werden, beispielsweise auf dem Arbeitsmarkt. Zudem sind offen diskriminierende Verhaltensweisen, beispielsweise die Verwendung von »schwul« als Schimpfwort, insbesondere an Schulen verbreitet. Und auch die Zahlen von Hasskriminalität aufgrund der sexuellen Orientierung sind gleichbleibend hoch. Viele LSBT vermeiden es daher, ihre Identität in der Öffentlichkeit, am Arbeitsplatz oder in der Schule zu zeigen und erzeugen so den Eindruck, Homo- und Transfeindlichkeit sei in der eigenen Einrichtung irrelevant, weil es dort keine »betroffenen« Personen gäbe. Die Verheimlichung der eigenen Identität und Diskriminierungserfahrungen tragen wiederum dazu bei, dass LSBT etwa dreibis fünfmal häufiger als Heterosexuelle versuchen, sich das Leben zu nehmen.

Wie Vorurteile generell, so sind auch Homo- und Transfeindlichkeit maßgeblich durch mangelnde Vertrautheit beeinflusst. Persönlicher Kontakt und Sichtbarkeit von LSBT in allen Bereichen der Gesellschaft können daher den Wandel zu mehr Akzeptanz weiter vorantreiben. Hilfreich ist zudem, sachlich über sexuelle und geschlechtliche Vielfalt zu informieren, beispielsweise darüber, dass sexuelle Orientierung keine freie Entscheidung ist und nicht durch Erziehung oder Verführung entsteht und dass LSBT nach wie vor Diskriminierungen ausgesetzt sind. Insbesondere Einrichtungen, die große Teile der Gesellschaft erreichen, stehen hier in der Verantwortung. So können beispielsweise Schulen zu Respekt gegenüber LSBT beitragen, indem sie LSBT einladen und den Jugendlichen persönlichen Kontakt und die Beantwortung von Fragen ermöglichen. Ebenfalls wichtig ist es, die Vielfalt der Gesellschaft bereits in Kinderbüchern und Schulmaterialien, aber auch in Antimobbing-Richtlinien, Selbstdarstellungen von Einrichtungen, Filmen und anderen Medien sowie der eigenen Sprache selbstverständlich zu berücksichtigen und damit Anderssein als Normalität zu vermitteln. Darüber hinaus ist es hilfreich zu reflektieren, welche Verhaltensweisen unsere Gesellschaft von Jungen bzw. Männern und welche sie von Mädchen bzw. Frauen erwartet. Eine solche Reflexion kann die Erkenntnis bewirken, dass auch die meisten heterosexuellen Personen durch diese Geschlechternormen eingeschränkt werden, beispielsweise Jungen, die zu Bildungsverlierern werden, weil ihnen das Lesen von Büchern und das Lernen für die Schule als unmännlich erscheint. Eine flexiblere Sicht auf Geschlecht kommt damit allen zugute, insbesondere lesbischen, schwulen, bisexuellen und trans*, aber auch heterosexuellen Personen.

Literaturverzeichnis

- Antidiskriminierungsstelle des Bundes (2016): Diskriminierungserfahrungen in Deutschland: Erste Ergebnisse einer repräsentativen Erhebung und einer Betroffenenbefragung. Berlin.
- Baier, Dirk/Pfeiffer, Christian (2011): Jugendliche als Opfer und Täter von Gewalt in Berlin. In Landeskommission Berlin gegen Gewalt (Hrsg.): Berliner Forum Gewaltprävention (Bd. 114). Berlin: Druckhaus Berlin – Mitte GmbH.
- Bartoş, Sebastian E./Berger, Israel/Hegarty, Peter (2014): Interventions to reduce sexual prejudice: A study-space analysis and meta-analytic review. *Journal of Sex Research*, 51(4), S. 363–382.
- Bos, Henny M. W./Knox, Justin R./van Rijn-van Gelderen, Loes/Gartrell, Nanette K. (2016): Same-sex and different-sex parent households and child health outcomes: Findings from the National Survey of Children's Health. *Journal of Developmental and Behavioral Pediatrics*, 37(3), S. 179–187.
- Burton, Chad M./Marshall, Michael. P./Chisolm, Deena J./Sucato, Gina S./Friedman, Mark S. (2013): Sexual minority-related victimization as a mediator of mental health disparities in sexual minority youth: A longitudinal analysis. *Journal of Youth and Adolescence*, 42, S. 394–402.
- Clark, Terryann C./Lucassen, Mathijs F. G./Bullen, Pat/Denny, Simon J./Fleming, Theresa M./Robinson, Elizabeth M. (2014): The health and well-being of transgender high school students: Results from the New Zealand Adolescent Health Survey (Youth'12). *Journal of Adolescent Health*, 55, S. 93–99.
- Drydakis, Nick (2015): Sexual orientation discrimination in the United Kingdom's labour market: A field experiment. *Human Relations*, 68(11), S. 1769–1796.
- European Commission (2015): Discrimination in the EU in 2015: Report. Special Eurobarometer. Verfügbar unter: <http://ec.europa.eu/COMMFrontOffice/publicopinion/index.cfm/ResultDoc/download/DocumentKy/68004> [26.10.2016].
- Fedewa, Alicia L./Black, Whitney W./Ahn, Soyeon (2015): Children and adolescents with same-gender parents: A meta-analytic approach in assessing outcomes. *Journal of GLBT Family Studies*, 11(1), S. 1–34.
- FRA – European Union Agency for Fundamental Rights (2013): European Union lesbian, gay, bisexual and transgender survey: Results at a glance. (978-92-9239-173-7). Luxembourg: Publications Office of the European Union. Verfügbar unter <http://fra.europa.eu/de/event/2013/prasentation-der-ergebnisse-der-bisher-grossten-umfrage-zu-hassverbrechen-und>. [26.10.2016].
- Gabriel, Ute/Banse, Rainer (2006): Helping behavior as a subtle measure of discrimination against lesbians and gay men: German data and a comparison across countries. *Journal of Applied Social Psychology*, 36, S. 690–707.
- Greenberg, Jef/Pyszczynski, Tom (1985): The effect of an overheard ethnic slur on evaluations of the target: How to spread a social disease. *Journal of Experimental Social Psychology*, 21(1), S. 61–72.
- Hatzenbuehler, Mark L./Keyes, Katherine M. (2013): Inclusive anti-bullying policies and reduced risk of suicide attempts in lesbian and gay youth. *Journal of Adolescent Health*, 53, S.21–26.
- Herek, Gregory M./Capitanio, John P. (1999): AIDS stigma and sexual prejudice. *American Behavioral Scientist*, 42, S. 1130–1147.
- Hottes, Travis S./Bogaert, Laura/Rhodes, Anne E./Brennan, David J./Gesink, Dionne (2016): Lifetime Prevalence of Suicide Attempts Among Sexual Minority Adults by

- Study Sampling Strategies: A Systematic Review and Meta-Analysis. *Am J Public Health*, 106(5), S.1–12.
- Kalinowski, Zachary T./Steele-Johnson, Debra/Peyton, Elizabeth J./Leas, Keith A./Steinke, Julie/Bowling, Nathan A. (2013): A meta-analytic evaluation of diversity training outcomes. *Journal of Organizational Behavior*, 34(8), S.1076–1104.
- Klocke, Ulrich (2012): Akzeptanz sexueller Vielfalt an Berliner Schulen: Eine Befragung zu Verhalten, Einstellungen und Wissen zu LSBT und deren Einflussvariablen. Berlin: Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Wissenschaft. Verfügbar unter http://www.psychologie.hu-berlin.de/prof/org/download/klocke2012_1. [26.10.2016].
- Klocke, Ulrich (2014): Homo- und Transphobie bei Kindern und Jugendlichen: Was kann die Schule tun? Paper presented at the Zentrum für Lehrerbildung der Justus Liebig Universität, Gießen.
- Klocke, Ulrich (2015): Schulaufklärung zu sexueller und geschlechtlicher Vielfalt: Bestandsaufnahme von Aufklärungsworkshops in Deutschland und Konzept einer Evaluation. Paper presented at the Fachtagung und wissenschaftliches Vernetzungstreffen der Diversity-Forschenden aus Deutschland, Österreich und der Schweiz, Hamburg.
- Klocke, Ulrich/Katsimpouras, Lazaros/Schröder, Charlotte (2016): Sind alle Homosexuellen schwul? Der Effekt unterschiedlicher Benennungen auf die kognitive Verfügbarkeit und Bewertung von Lesben und Schwulen. Paper presented at the 50. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Psychologie, Leipzig.
- Kramer, Bernd (2015): Proteste gegen Sexualkunde: Wer sind die »besorgten Eltern«? SPIEGEL ONLINE. Verfügbar unter <http://www.spiegel.de/schulspiegel/besorgte-eltern-und-ihr-seltsamer-protest-gegen-sexualkundeunterricht-a-1017578.html>. [26.10.2016].
- Krell, Claudia/Oldemeier, Kerstin (2015): Coming-out – und dann...?! Ein DJI-Forschungsprojekt zur Lebenssituation von lesbischen, schwulen, bisexuellen und trans* Jugendlichen und jungen Erwachsenen. München: Deutsches Jugendinstitut e. V.
- Küpper, Beate/Klocke, Ulrich/Hoffmann, Lena-Carlotta (2017): Einstellungen gegenüber lesbischen, schwulen und bisexuellen Menschen in Deutschland. Ergebnisse einer bevölkerungsrepräsentativen Umfrage. Hg. v. Antidiskriminierungsstelle des Bundes. Baden-Baden: Nomos.
- Lemmer, Gunnar/Wagner, Ulrich (2015): Can we really reduce ethnic prejudice outside the lab? A meta-analysis of direct and indirect contact interventions. *European Journal of Social Psychology*, 45(2), S. 152–168.
- Lippl, Bodo (2007): Gewalterfahrungen von schwulen und bisexuellen Jugendlichen und Männern in Deutschland: Ergebnisse der MANEO-Umfrage 2006/2007. Berlin: MANEO – Das schwule Anti-Gewaltprojekt in Berlin. Verfügbar unter <http://www.vielfalt-statt-gewalt.de/fileadmin/vielfalt-statt-gewalt/pdf/maneo-umfrage1-bericht.pdf>. [26.10.2016].
- Marshal, Michael P./Dietz, Laura J./Friedman, Mark S./Stall, Ron/Smith, Helen A./McGinley, John et al. (2011): Suicidality and depression disparities between sexual minority and heterosexual youth: A meta-analytic review. *Journal of Adolescent Health*, 49, S. 115–123.
- Mazziotta, Angostino/Zerr, Michael/Rohmann, Anette (2015): The effects of multiple stigmas on discrimination in the German housing market. *Social Psychology*, 46(6), S. 325–334.
- Merkur.de (2015): Weißes Haus in Regenbogenfarben: Homosexuelle in USA feiern Ehe-recht. Merkur.de. Verfügbar unter <https://www.merkur.de/politik/homosexuelle-feiern-eherecht-weisses-haus-regenbogenfarben-zr-5177459.html>, [02.03.2017].
- Ministerium für Arbeit und Sozialordnung, Familie, Frauen und Senioren Baden-Württemberg (2014): Onlinebefragung zur Lebenssituation von LSBTTIQ-Menschen in Baden-Württemberg. Stuttgart: Statistisches Landesamt Baden-Württemberg.

- Ministerium für Integration, Familie, Kinder, Jugend und Frauen Rheinland-Pfalz (2015): Rheinland-Pfalz unterm Regenbogen: Lebenssituation von Lesben, Schwulen, Bisexuellen, Transsexuellen, Transgender und Intersexuellen in Rheinland-Pfalz. Auswertungsbericht zur Online-Befragung von Juni bis Oktober 2013.
- Moreland, Richard L./Beach, S. R. (1992): Exposure effects in the classroom: The development of affinity among students. *Journal of Experimental Social Psychology*, 28(3), S. 255–276.
- Mustanski, Brian/Kuper, Laura/Greene, George J. (2014): Development of sexual orientation and identity. In: Tolman, Deborah L./Diamond, Lisa M./ Bauermeister, José A./ George, William H./Pfaus, James G./Ward, Monique L. (Hrsg.): *APA handbook of sexuality and psychology, Vol. 1: Person-based approaches*. Washington, DC US: American Psychological Association, S.597–628.
- Nicolas, Gandalf/Skinner, A. L. (2012): »That’s So Gay!« Priming the General Negative Usage of the Word Gay Increases Implicit Anti-Gay Bias. *Journal of Social Psychology*, 152, S. 654–658.
- Pettigrew, Thomas. F./Tropp, Linda R. (2006): A meta-analytic test of intergroup contact theory. *Journal of Personality and Social Psychology*, 90, S. 751–783.
- Polizei Berlin. (2016): Ausgewählte Fallzahlen der Politisch motivierten Kriminalität in Berlin 1. Halbjahr 2016. Berlin: Der Polizeipräsident in Berlin: Landeskriminalamt. Verfügbar unter https://www.berlin.de/polizei/_assets/verschiedenes/pks/halbjahresbericht_pmk_2016.pdf [06.03.2017].
- Raifman, Julia/Moscoe, Ellen/Austin, S. Bryan/McConnell, Margaret (2017): Difference-in-Differences Analysis of the Association Between State Same-Sex Marriage Policies and Adolescent Suicide Attempts. *JAMA Pediatrics*, E1-E7.
- Rosario, Margaret/Schrimshaw, Eric W. (2014): Theories and etiologies of sexual orientation. In: Tolman, Deborah L./, Diamond, Lisa M./ Bauermeister, José A. Bauermeister/ George, W. H./Pfaus, James G./Ward, Monique L.. Ward (Hrsg.): *APA handbook of sexuality and psychology, Vol. 1: Person-based approaches*. Washington, DC US: American Psychological Association, S.555–596.
- Seise, Jan/Banse, Rainer/Neyer, Franz J. (2002): Individuelle Unterschiede in impliziten und expliziten Einstellungen zur Homosexualität: Eine empirische Studie. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 15, S. 21–42.
- Sielert, Uwe/Keil, Siegfried (Hrsg.) (1993): *Sexualpädagogische Materialien für die Jugendarbeit in Freizeit und Schule*. Weinheim: Beltz.
- Simon, Bernd (2008): Einstellungen zur Homosexualität: Ausprägungen und psychologische Korrelate bei Jugendlichen ohne und mit Migrationshintergrund (ehemalige UdSSR und Türkei). *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie*, 40, S. 87–99.
- Singley, Sarah L./Hebl, Michelle R. (2009): Compensatory strategies for reducing interpersonal discrimination: The effectiveness of acknowledgments, increased positivity, and individuating information. *Journal of Applied Psychology*, 94, S. 797–805.
- Smith, Sara J./Axelton, Amber M./Saucier, Donald A. (2009): The effects of contact on sexual prejudice: A meta-analysis. *Sex Roles*, 61, S. 178–191.
- Smith, Sara J./Zanotti, Danielle C./Axelton, Amber M./Saucier, Donald A. (2011): Individuals’ beliefs about the etiology of same-sex sexual orientation. *Journal of Homosexuality*, 58(8), S. 1110–1131.
- Stängle, Gabriel (2013): *Zukunft – Verantwortung – Lernen: Kein Bildungsplan 2015 unter der Ideologie des Regenbogens*. Verfügbar unter: <https://www.openpetition.de/petition/online/zukunft-verantwortung-lernen-kein-bildungsplan-2015-unter-der-ideologie-des-regenbogens> [06.03.2017].
- Steffens, Melanie C. (2005): Implicit and explicit attitudes towards lesbians and gay men. *Journal of Homosexuality*, 49, S. 39–66.

- Tajfel, Henri/Turner, John C. (1986): The social identity theory of intergroup behavior. In: Worchel, Stephen/Austin, William G. (Hrsg.): *Psychology of intergroup relations*. Chicago, IL: Nelson-Hall, S. 7–24.
- Timmermanns, Stefans (2003): *Keine Angst die beißen nicht! Evaluation schwul-lesbischer Aufklärungsprojekte in Schulen*. Aachen: Jugendnetzwerk Lambda NRW e. V.
- Tompkins, Tanya L./Shields, Chloe N./Hillman, Kimberly M./White, Kadi (2015): Reducing stigma toward the transgender community: An evaluation of a humanizing and perspective-taking intervention. *Psychology of Sexual Orientation and Gender Diversity*, 2(1), S. 34–42.
- Walch, Susan E./Sinkkanen, Kimberly A./Swain, Elizabeth M./Francisco, Jacquelyn/Breaux, Cassi A./Sjoberg, Marie D. (2012): Using intergroup contact theory to reduce stigma against transgender individuals: Impact of a transgender speaker panel presentation. *Journal of Applied Social Psychology*, 42(10), S. 2583–2605.
- Weichselbaumer, Doris (2015): Testing for discrimination against lesbians of different marital status: A field experiment. *Industrial Relations: A Journal of Economy & Society*, 54(1), S. 131–161.
- Whitley, Bernard E., Jr. (2001): Gender-role variables and attitudes toward homosexuality. *Sex Roles*, 45, S. 691–721.
- Wissenschaftliche Dienste des Deutschen Bundestages (2016): *Sachstand: Einstellungen zu Homosexualität und gleichgeschlechtlichen Partnerschaften in der Bundesrepublik Deutschland 1949–2016: Zusammenstellung von ausgewählten Ergebnissen der Meinungsforschung*. (Aktenzeichen: WD 1 – 3000 – 029/16). Verfügbar unter <https://www.bundestag.de/blob/479156/2c5f734e3b469b60690cfc83545b2ac0/wd-1-029-16-pdf-data.pdf> [24.03.17].
- Zick, Andreas/Küpper, Beate/Krause, Daniela (2016): *Gespaltene Mitte – Feindselige Zustände: Rechtsextreme Einstellungen in Deutschland 2016*. Bonn: Dietz.